

Boris Schumatsky: „Die Seine fließt ins Schwarze Meer“

Literatur als Daseinsentwurf

Von Angela Gutzeit

Büchermarkt, 09.08.2026

Der in Russland geborene Schriftsteller Boris Schumatsky schaut mit wachsender Verzweiflung auf Russlands Kriegsführung in der Ukraine. In seinem neuen großen Roman verbindet er diese Erfahrung mit Moskauer Kindheitserinnerungen, mit dem zunehmenden Antisemitismus in Deutschland und seiner intensiven Beschäftigung mit dem Dichter Paul Celan.

„Erreichbar, nah und unverloren blieb inmitten der Verluste dies eine: Die Sprache“, so formulierte Paul Celan - noch zuversichtlich - am 28. Januar 1959 in seiner Dankesrede anlässlich des Bremer Literaturpreises. Die deutsche Sprache, so der Dichter aus Czernowitz, habe hindurchgehen müssen „durch tausend Finsternisse todbringender Rede“, durch ein „furchtbares Verstummen“. Friedrich Hölderlin, mit dessen Dichtung Celan sich zeitlebens intensiv auseinandersetzte, bezeichnete in seinem Gedicht „Im Walde“ die Sprache als „der Güter Gefährlichstes“, schaffend - aber auch zerstörerisch.

Schreiben als existentielle Bewährungsprobe

Von diesen beiden Polen, dem Schaffenden wie dem Zerstörerischen in der Sprache, und von Paul Celan als eine Art Gewährsmann, der in seiner Dichtung bis an die Grenzen des Sagbaren ging, handelt Boris Schumatskys neuer Roman „Die Seine fließt ins Schwarze Meer“. Der Grat, auf dem er sich dabei bewegt, ist äußerst schmal. Eine existentielle Bewährungsprobe als Schriftsteller. So sieht er es selbst. Der in Russland geborene und aufgewachsene Autor entfloher seiner Heimat, um in die deutsche Sprache, Celans Muttersprache, einzuwandern. Am Ende des ersten der fünf Romankapitel, überschrieben mit der Verszeile „Wo der Puls den Gegentakt wagte“ aus Celans Gedicht „Mit wechselndem Schlüssel“, heißt es:

„Ich schreibe auf Deutsch über Celan, und wenn ich danebenschreibe, fällt alles auseinander: meine mühsam erlernte brüchige Fremdsprache Deutsch, all die Geschichten über Paul, die Natalia mir erzählt hat, und meine, wie er es nannte, ‚eigene Wahrheit‘. Dann bleiben nur Ruinen, ich müsste gehen. Ich würde nach Moskau gehen und dort an einem Holztisch auf losem Papier mit Kugelschreiber eine

Boris Schumatsky

Die Seine fließt ins Schwarze Meer

Residenz Verlag

416 Seiten

29 Euro

Erzählung auf Russisch schreiben. Ich würde sie ‚Gitter aus Zungen‘ nennen, so heißt ‚Sprachgitter‘ in meiner Muttersprache, oder ich nehme einfach mein Pentobarbital.“

Ein tödliches Gift. Der Ich-Erzähler, der hier alles auf eine Karte setzt, heißt Boris und ist Schumatskys Alter Ego. Nur aus der Beglaubigung durch seinen eigenen Lebensweg, so meinte der Autor kürzlich in der „Lesezeit“ des Deutschlandfunks, beziehe das Romanprojekt seine Legitimität:

„Dieses, was ich ausprobiert habe, war nämlich dieses Persönliche. Der Gedanke dahinter war für mich: Wer bin ich, um über Paul Celan zu schreiben? Wie und unter welchen Voraussetzungen darf ich das überhaupt? Und meine Idee war und ist, dass ich das nur dann tun darf, wenn ich auch miterzähle, wer ich bin, wer das alles schreibt und warum.“

Um das äußerst Diffizile seiner Annäherung zu unterstreichen, eröffnet Schumatsky gleich das erste Kapitel in der Möglichkeitsform, die er in seinem Roman immer wieder verwenden wird:

„Statt zu schreiben, könnte ich fliegen, ich könnte meine Mutter umarmen, vielleicht ein letztes Mal. Aber ich schreibe. Meine Mutter will Moskau nicht verlassen, und sie möchte auch nicht, dass ich komme. Sie fürchtet, dass sie mich verhaften.“

Militarisierung der Sprache

Er reist nicht, er bleibt in Berlin und arbeitet stattdessen an eben diesem Roman. An seinem Schreibtisch sitzend, im Berliner Wedding, malt er sich aus, wie es wäre, wenn er, der Dissident, der Russlands mörderischen Krieg verurteilt, im Flugzeug nach Moskau unterwegs wäre, mit dem Pentobarbital in der Tasche. Sie würden mir dort „ihre Sprache“ beibringen, heißt es. Er nennt sie die „Veteranensprache“ als Synonym für Menschenverachtung, Gewalt und Krieg. Schon früh hatte sich diese Sprache für ihn abgespalten vom Russisch seiner gebildeten und weltgewandten Mutter, die als Übersetzerin oft im Ausland war. Er war noch ein Kind, als er einmal ein Papierschiffchen gebastelt hatte. Es sollte bis in den Ozean schwimmen. Dafür hatte er einen Bach aufgestaut und die Straße überschwemmt. Die Drohungen eines Veteranen in einem, wie es heißt, nie gehörten Russisch, sollte er nicht vergessen.

Wenn die Mutter im fernen Moskau für den Erzähler der Fixstern in der Gegenwart seines Schreibens ist, so ist Natalia die zentrale Figur seiner Erinnerung. Sie ist das Bindeglied zwischen den verschiedenen Zeiten, Orten, Sprachwechseln und existentiellen Gefährdungen, von denen dieses Buch erzählt.

„Sie war die Tochter weißer Emigranten, die einst aus der Ukraine geflohen waren nach dem, wie sie sagte, ‚Oktoberputsch‘. Geboren wurde sie in Berlin. Dort wuchs sie bei ihrer Mutter auf, weil ‚die Roten Papa mit Typhus angesteckt haben‘, an dessen Folgen er starb. Dann hatten ‚die Braunen‘ in Deutschland ihren Krieg begonnen und Tante Natalia, damals noch Volksschülerin, sei mit ihrer Mutter weitergeflohen, diesmal nach Paris.“

Paul Celan in Paris

Natalia, im Leben Schumatskys einst eine real existierende Person, arbeitete damals im Paris der 1950er Jahre im Hotel d’Orleans in der Rue des Ecoles als Concierge, im selben

Hotel, in dem auch Paul Celan wohnte. Der Dichter war dort 1948 von Wien kommend gestrandet. Ein Überlebender des Holocaust, ein Jude mit deutscher Muttersprache aus der einst multikulturellen Bukowina, dessen Eltern im KZ ermordet wurden. Natalia, die sich in Paris Nathalie nannte, putzte sein Zimmer, freundete sich schließlich mit dem Schriftsteller an, las alle seine Gedichte. Aber vor allen Dingen las sie heimlich seine Korrespondenz mit seiner Geliebten Ingeborg Bachmann und seiner späteren Frau Gisèle de Lestrang. Sie verschaffte sich Zugang zu Tagebüchern und notierte alles wortwörtlich in ihr Notizbuch. Natalia, selbst eine Getriebene durch die Verwerfungen des 20. Jahrhunderts, nahm intensiv Anteil am Drama Paul Celans. Sie wurde Zeugin seiner zunehmenden Vereinsamung, Verzweiflung und Verwirrung. Aber noch bevor sich Celan 1970 das Leben nahm, war Natalia mit einem russischen Spion, mit dem sie ein Verhältnis hatte, nach Moskau übersiedelt. Natalia kannte Boris' Mutter noch aus der Zeit, als diese in Paris als Übersetzerin tätig war. Nun wohnte sie im selben Haus. Dort erzählte sie dem jungen Boris immer wieder von Paris und dieser Begegnung mit Paul Celan. Für die alternde Frau war es eine Zeitreise zurück zu ihrem Sehnsuchtsort. Für ihren jungen Zuhörer eine Möglichkeit, den Bedrängnissen des russischen Alltagslebens zu entfliehen. Mehr und mehr waren für ihn diese Erzählungen aber auch eine Inspiration zur Selbsterkundung, zur Erforschung der eigenen jüdischen Identität und zum Nachdenken über das, was mit Sprache möglich ist.

So verschränkt Schumatsky in Gestalt seines Erzählers zunehmend die eigene Biografie als Emigrant und Sprachwechsler mit Natalias Erzählungen und mit dem, was er selbst über und von Celan gelesen hat.

Irgendwann fragt man sich allerdings bei der Lektüre, inwieweit dieser Natalia als Chronistin überhaupt zu trauen ist, welchen Wahrheitsgehalt ihre Auskünfte über Celan haben. Über diesen Dichter gibt es schließlich unendlich viel Literatur. Dass es sich, wie schon erwähnt, bei Natalia um eine reale Person handelt, durch deren Erzählungen und Aufzeichnungen dieser Roman überhaupt erst möglich wurde, daran ist nicht zu zweifeln. Schumatsky selbst hatte im „Lesezeit“-Gespräch auf ihre Existenz verwiesen. Wie aber ist zum Beispiel dieses Zitat zu bewerten, in dem es um einen Brief Ingeborg Bachmanns an Celan geht:

„Ein nicht abgesandter Entwurf dieses Briefes ist heute längst veröffentlicht. Er liest sich umständlicher als Natalias Erzählung, und ich zitiere hier lieber so, wie sie es mir erzählt hat. Schließlich sind Briefe, die Nathalie liest, während sie noch zur Hälfte in der Schreibmaschine stecken, oder die sie heimlich aus dem Umschlag holt, viel authentischer als derselbe Text auf einer Buchseite oder einem Bildschirm.“

Natalias Geschichten als Inspiration

Da zeigen sich also durchaus Glaubwürdigkeitslücken oder besser gesagt, kleine Differenzen zwischen verschiedenen markierten Wahrheiten. Nathalie, wie sie sich damals noch nannte, konnte sich schließlich auch mal verschrieben haben - bei der Eile, die sie an den Tag legen musste, um nicht erwischt zu werden. Das Interessante ist nun, wie Schumatsky damit umgeht. Immer, wenn der Erzähler die Perspektive wechselt, von seiner eigenen Lebensgeschichte, wiedergegeben in einem überwiegend eher sachlichen Erzählstil zu Natalias Geschichten, verändern sich ganz sachte Ton und Sprache, die sich Natalias „spitzer Zunge“, wie es heißt, ihrer burschikosen, aber auch lebensklugen Persönlichkeit anpassen. Natalia ist also eine Art Filter, durch den der Erzähler auf Celan schaut, und

gleichzeitig die Geburtshelferin dieses Textes. So verschafft er sich Spielraum in der Interpretation dessen, was damals in Paris geschah.

Aber es gibt noch eine andere grundsätzliche Frage, die diesen Roman begleitet: Was veranlasst den Autor eigentlich, seine eigene Lebensgeschichte mit der Celans zu verknüpfen? Ist er diesem Gegenüber, dem er sich partiell anverwandelt, überhaupt gewachsen? Schumatsky reflektiert diese Fragen im Text ständig selbst und signalisiert damit: Dieser Roman ist ein Wagnis. Aber, so viel sei an dieser Stelle schon gesagt, ein überaus spannendes.

Boris Schumatsky ist wie sein Erzähler väterlicherseits jüdischer Herkunft. Was zunächst offensichtlich keine Rolle spielt, aber schleichend zum existentiellen Problem wird, ist der Antisemitismus, den er, gepaart mit Gewaltbereitschaft, in der russischen Gesellschaft erlebt. Ausführlich wird erzählt, wie seine Mutter darum kämpft, ihren Sohn vor dem Militär zu bewahren. Bücherwürmer wie er, mit Brille, jüdisch und mit einer Sprache, die sich nicht in den Militärjargon fügen will, sind ideale Opfer, um die Lust am Quälen und Morden zu befriedigen. Vor der Kaserne kann die Mutter ihn bewahren, aber die Ausgrenzung geht weiter. Die Vernichtung durch Sprache ist perfide. Er erlebt sie auf der Kunsthochschule für Grafik und im Bauwagen beim Arbeitseinsatz.

Auf der Gegenwartsebene des schreibenden Ichs wächst dann auch mit jeder weiteren Erinnerung das Verständnis für Celans Bedrängnis:

„Ich habe die Sprache dieses Krieges gelernt und kann mir jetzt noch weniger vorstellen, auf Russisch zu schreiben. Jetzt verstehe ich besser, was Natalia mir über Celan erzählt hat, der das Deutsch des Krieges hören musste.“

Krieg und Antisemitismus

Mit „Deutsch des Krieges“ ist hier nicht allein der Nazi-Jargon gemeint. Der Krieg ging ja für Celan immer weiter. Da war zum Beispiel seine Lesung 1952 bei der Gruppe 47 in Nienburg, als der Vortragsstil seiner Gedichte mit Goebbels verglichen wurde. Da waren vor allen Dingen die vernichtenden Plagiatsvorwürfe durch Claire Goll, der Witwe Ivan Golls, mit der sie wohldosiert Zeitungen und Verlage zu infiltrieren verstand. Gleichzeitig überschattete die verhängnisvolle Beziehung zu Ingeborg Bachmann sein Leben. Dazu kam der antisemitisch grundierte Verriss von Celans Gedichtband „Sprachgitter“ durch Günter Blöcker, sowie die Zerwürfnisse mit Heinrich Böll, Günter Grass, Max Frisch und anderen, von denen sich Celan Beistand erhoffte, der dann aber ausblieb. Warum er ausblieb, ist bei Schumatsky vielleicht etwas zu undifferenziert dargestellt. Das Unverständnis der deutschen Schriftstellerkollegen hatte wohl nicht in erster Linie mit bewusster Ausgrenzung zu tun. Celan, der Holocaust-Überlebende, der in seinen Gedichten, wie in der berühmten „Todesfuge“, immer wieder den Verlust der ermordeten Mutter heraufbeschwor, war schlichtweg in dieses deutsche Nachkriegsmilieu mit seinen ehemaligen Wehrmachtssoldaten und inneren Emigranten nicht integrierbar. Und auch in Frankreich fand er keine Ruhe. Da verletzte jedes unbedachte Wort. So ging der Krieg im Kopf des Dichters immer weiter. Der Wahn, den Celan selbst im Gedicht „Niemandrose“ mit dem Schicksal Hölderlins kurzschloss, zerstörte schließlich auch seine Ehe mit Gisèle. Schritt für Schritt vollzieht Schumatsky diesen Prozess nach und wechselt dabei in seinen

fünf Roman-Kapiteln ständig die Zeitebenen und Handlungsorte – Moskau, Paris, Berlin, damals und jetzt. Trotz dieser permanenten Perspektivwechsel bleibt innerhalb der jeweiligen Erzählstränge eine Chronologie gewahrt. Der schrittweisen Zuspitzung in Celans Leben entspricht die sich intensivierende Erfahrung und Wahrnehmung des Erzählers mit Krieg und Antisemitismus in der Jetztzeit. Um es deutlich zu sagen: Schumatsky stellt hier keineswegs sein Leben auf eine Stufe mit Celans Schicksal. Er wird jedoch durch dessen Gedichte, Sprachbewusstsein und durch das von Natalia vermittelte Drama zunehmend sensibilisiert für seine eigene Situation als Exilrusse, als Sprachwandler, als Schriftsteller und Jude.

„Ungefähr an dieser Stelle, als ich über Celans Lesung bei der Gruppe 47 schrieb, überfiel Russland die Ukraine, Ich kam mit dem Roman keine Zeile mehr weiter. So griffig das auch klingen mag, ich konnte nicht schreiben: Nach diesem Satz begann der Krieg“.

„Russland-Versteher“ und Hamas-Unterstützer

Ein Krieg, bei dem er sich zwingt, die Videoaufnahmen auszuhalten, in denen russische Soldaten einem gefesselten Ukrainer die Genitalien abschneiden. Bilder, die für ihn mit anderen zusammenschießen. Er weiß ja, wie diese Uniformierten darüber sprechen, was sie antreibt, ihrer Mordlust zu folgen. Er will nicht wegschauen. Es muss eine Sprache dafür geben.

Aber dann kommt der 7. Oktober 2023, das Massaker der Hamas an friedlich Feiernden in einem israelischen Grenzort mit 1200 Toten, sowie kurz darauf Israels Krieg in Gaza mit zehntausenden Opfern.

Während an dieser Stelle im Roman Claire Goll bei ihren Diffamierungen Celans immer weiter nachlegte, Ingeborg Bachmann und Max Frisch dem hilfeschuchenden Dichter eine deutliche Abfuhr erteilten mit Anspielungen auf seine Überempfindlichkeit, sieht sich der Erzähler an seinem Schreibtisch in Berlin zunehmend umstellt, nicht nur von „Russland-Verstehern“, sondern nun auch von immer mehr Hamas-Sympathisanten mit ihren Palästinensertüchern.

„Während ich das schreibe, kann ich schon die Stimmen aus meinem engsten Umkreis oder aus Talkshows hören, sie tauchen wie aus dem Nichts auf und fragen alle dasselbe: Warum sagst du nichts zu Gaza? Der Ton, in dem diese Frage gestellt wird, gibt bereits die Antwort. Die Stimme zittert leicht, geht hoch, dann runter, dann eine Pause wie eine Schweigeminute, dann kippt die Betroffenheit in heiligen Zorn auf mich Genozidunterstützer und Siedlerkolonisten. Ihr Chor in meinem Kopf, und ich muss dagegenhalten, so wie man gegen die Strömung schwimmt. Meine Stimme will widersprechen, und der Chor nur: Aber Gaza!“

Beim Lesen dieser Passagen fühlt man geradezu die Aussichtslosigkeit dieses Meinungskrieges und die drohende Sprachlosigkeit des Erzählers. Nein, hier wird nicht der brutale Krieg der israelischen Armee in Gaza verschwiegen oder gerechtfertigt. Im Gegenteil. Der Erzähler sieht in einem Israel mit seinen rechtsextremen Politikern keine Option im Falle einer Auswanderung. Dass er aber diese Auswanderung oder vielleicht sogar Flucht aus Deutschland überhaupt in Erwägung zieht, weil er als Jude um Leib und Leben fürchten muss, 81 Jahre nach Zusammenbruch des NS-Regimes, ist tieftraurig. Seit dem 7. Oktober, so schreibt er, lasse er seine Wohnungstür nie mehr unbeobachtet offen stehen:

„Das nächste Mal könnte ich an meiner Tür in Augen blicken, die mein Gesicht nach der Stelle absuchen, die der erste Schlag treffen soll. Ich bin aus Russland weggezogen, um so fern wie möglich von solchen Männern zu sein, egal, welche Vornamen sie haben, arabische, deutsche oder russische.“

Zum jüdischen Lichterfest kauft er sich einen siebenarmigen Leuchter und stellt ihn in sein Fenster im Weddinger Kiez. Es ist ein sehr kleiner Leuchter, damit er von außen nicht auffällt.

Hinaustasten über das Sagbare

Im bereits erwähnten „Lesezeit“-Gespräch antwortete Schumatsky auf die Frage, welche Bedeutung Celans Dichtung für ihn habe, mit folgenden Worten:

„Das ist eine Frage, die mit einer Schreibsprache verbunden ist für mich. Das erste, was mir dabei einfällt ist, dass, was er in und mit der deutschen Sprache getan hat, was wohl gezeigt hat, was überhaupt möglich ist.“

So postete Schumatskys Alter Ego gleich nach dem 7. Oktober keine Meinung, keine Stellungnahme, sondern ein Gedicht Paul Celans aus dem Band „Fadensonnen“ von 1968:

„Denk dir:
der Moorsoldat von Massada
bringt sich Heimat bei, aufs
unauslöschlichste,
wider
allen Dorn im Draht.
Denk dir:
die Augenlosen ohne Gestalt
führen dich frei durchs Gewühl, du
erstarkst und
erstarkst.
Denk dir: deine
eigene Hand
hat dies wieder
ins Leben emporgelittene
Stück
bewohnbarer Erde
gehalten.
Denk dir:
das kam auf mich zu,
namenwach, handwach
für immer,
vom Unbestattbaren her.“

Ein Gedicht, das sich mit Herkunft, den eigenen Wurzeln und Sprache beschäftigt. Es ist diese Suchbewegung, die um Ausdruck ringt, die den russisch-jüdischen Autor Boris Schumatsky zu Paul Celan, dem deutschsprachigen, jüdischen Dichter aus Czernowitz führte. Wenn das Subjekt verstummt, sagte Celan einst sinngemäß in seiner Bremer Rede,

spricht an seiner Stelle das Gedicht. Literatur als eine Art Daseinsentwurf, die sich hinaustastet über das Sagbare. Aber welche Sprache steht dabei zur Verfügung und wie weit trägt sie? Das ist der Kern von Schumatskys Interesse an Paul Celan.

Seine Mutter wird der Erzähler übrigens nicht wiedersehen. Die Heimat gibt es nicht mehr, nur noch im Schreiben – in seiner zweiten Sprache Deutsch.
Boris Schumatsky ist mit diesem Roman ein großartiges Stück Literatur gelungen.